



## Junge Texte Festival

19. April 2013

Lesungen der Preisträgerinnen und Preisträger

Ornella Neri: *Allein*

Jorine Pfaff: *Déjà-vu*

Marios Vettas : *Udos Euphorismen*

Stefanie Gründler: *Etwas von der Sehnsucht*

Sven Hirsbrunner: *Ein junger Mann schreibt einen Text*

Anaïs Lienhart: *Birds Singin' In The Sycamore Tree - Erzählung*

Lorena Funk: *Beflügelt*

Julian Oelkers: *Alla Dolce Vita*

Jasmin Wunderlich: *Inmitten der Farblosigkeit*

Jasmin Wunderlich: *Resonanz. Zwischen den Zeilen*

Anita Boos: *Loslassen*

Muriel Hoffmann: *Nichts zu Danken*

Muriel Hoffmann: *Zeilen auf weissem Papier*

Frank Schmid: *Die Krähen*

Ornella Neri

## *Allein*

Ein Schrei durchbricht die Stille. Ich öffne meine Augen und sehe nur gähnende Dunkelheit und schwache Umrisse. Leise verhallt der Schrei und ich realisiere, dass es meiner war. Ich versuche mich zu bewegen, aber die Schmerzen sind zu gross und ich gebe auf. Beunruhigt lege ich meine Hand auf den Bauch.

Als ich diesmal aufwache, scheint die Sonne direkt auf mein Gesicht. Ich sehe das Rot meiner Augenlieder und spüre ein angenehmes prickeln auf meiner Haut. Die Augen langsam öffnend betrachte ich meine Umgebung etwas genauer. Ein Bett liegt umgekippt auf dem Boden. Laken, die wahrscheinlich mal weiss waren, liegen zerrissen rundherum. Direkt neben mir liegt ein Tropf, dessen dünner Schlauch direkt in meine Vene führt. Mit den Bildern kommen die Erinnerungen.

Ich litt an grosser Übelkeit und darum brachte mich mein Freund ins Krankenhaus. Hier haben sie mich dann an den Tropf gehängt und versucht, mich zu beruhigen. Mein Freund hielt meine Hand und schaute mir tief in die Augen, während mir die Krankenschwester ein Beruhigungsmittel spritzte. Dann kommt eine Lücke und das Letzte, an das ich mich erinnere, ist ein lauter Knall der die Fenster zum Bersten brachte.

Nun liege ich alleine hier und weiss nicht weiter. „Hilfe! Ist hier jemand?“, schreie ich, doch keine Antwort folgt. „Kann mich irgendjemand hören? Ich brauche Hilfe!“ Verzweifelt blicke ich um mich. Als ich keinen Laut höre, beschliesse ich aufzustehen. Mein ganzer Körper schreit vor Schmerz. Ich beisse auf die Zähne und rapple mich auf. Doch als ich auf den Gang hinaustrete, wünschte ich mir, nie aufgestanden zu sein. Unzählige Leichen liegen verstreut herum und ich muss die Augen vor diesem Massaker schliessen. Aber leider hilft es nicht, die Augen zu schliessen, denn als ich sie wieder öffne, liegen die leblosen Körper immer noch vor mir. Wie naiv zu denken, ein Augenschlag, ein sehnlicher Wunsch könne etwas verändern. Ich suche mir einen Weg nach draussen, möglichst darauf bedacht, auf niemanden draufzutreten und gleichzeitig nur die Decke zu betrachten. Endlich auf der Strasse angelangt, erwartet mich jedoch das gleiche Bild. Ein Meer aus Leichen, Zerstörung und ein Geruch von verbranntem blendet meine Sinne. Unruhig renne ich durch die Strassen, die Schmerzen ignorierend, um jemanden zu finden, der noch am Leben ist. Doch vergebens.

Ein Schluchzer entfährt mir und ich stütze meinen Kopf in die Hände. Tränen quellen hervor, fließen dahin. Für meinen Freund, meine Familie und die Welt. Aber ich sollte mich zusammenreißen. Ich muss mich beruhigen. Langsam zähle ich von zehn hinunter und lausche dabei auf die Geräusche meiner Tränen. Eine nach der Anderen löst sich von meiner Hand, schwebt hinunter und zerplatzt auf dem Teer. Ich höre sie. Seltsam. Ich halte den Atem an, schliesse die Augen und da fällt mir auf, was ich schon längst hätte bemerken sollen. Es war noch nie so still. Ich höre nur den Wind leise in den Trümmern rauschen und die Brandung des Meeres. Langsam stosse ich die angehaltene, verbrauchte Luft aus meinen Lungen.

Eine sanfte Brise streicht mir durch die Haare und ein salziger Geruch kommt mit ihr. Der Duft des Meeres leitet mich und plötzlich befinde ich mich an der Küste. Ich setze mich auf etwas, das aussieht, wie eine Bank. Gedankenverloren schweift mein Blick hin und her. Ich bin alleine hier. Der Gedanke rast mir durch den Kopf, bleibt bestehen und wuchert wie Unkraut. Alleine. Allein. Plötzlich krampft sich mein Bauch zusammen. Krampf um Krampf erfasst mich und ich spüre eine Nässe in meinem Höschen. Entsetzt stelle ich den Roten Fleck fest, der immer grösser wird und mir wird klar, dass ich doch nicht ganz alleine bin. Ich lege mich auf den Boden, winkle meine Beine an und entspanne meinen Bauch so gut es geht. Leise beginne ich zu beten, dass das kleine Wunder in meinem Bauch einen weiteren Schwächeanfall von mir überleben möge.

Jorine Pfaff

## *Déjà-vu*

Es hat mal wieder nicht geklappt. Egal um welche Zeit ich aufstehen will – schlussendlich haben meine Füsse erst 20 Minuten später Bodenkontakt. Naja, und das hab ich nun davon: einen Riesenstress beim Duschen, beim Schminken, beim Anziehen, beim Kaffee Hinunterstürzen... und schlussendlich auch jetzt, beim Autofahren. Aufgrund der zeitlichen Knappheit drücke ich mich bis zum Song 23 durch – ein starker und schneller Bass ertönt. Ich rase durch das kleine Waldstück und bete, dass mir kein Reh vors Auto springt:

„Bitte, bleibt heute alle schön im Dickicht – ich werde auch nie wieder so schnell fahren“. Und gleichzeitig weiss ich, dass ich es wieder werde tun müssen.

Mein Gebet wurde erhört, wie bereits 150 Male davor. In der Stadt angekommen, stelle ich das Lied wieder um. Song 17 – ein Beruhigungs-Song mit karibischem Flair. Beim erklingenden Reggae Rhythmus geht mein Fuss automatisch vom Gaspedal weg. Blick auf die Uhr: 7:02. Das sollte gut klappen. Beruhigt und zufrieden fahre ich die Strasse hinab. Plötzlich sehe ich auf der rechten Seite jemanden auf dem Trottoir rennen. Ich erkenne, dass es ein Mann ist. Schwarzer Mantel, Lackschuhe, Businessman. Wo ist sein Audi?

Rückblick, Seitenblick. Mein Finger drückt den Blinker nach oben. Ich verlangsame und halte kurz vor dem rennenden Geschäftsmann auf dem Bordstein. Mit Mühe lehne ich zur Beifahrertür hinüber und stosse sie auf. In diesem Moment kommt der Herr angerannt. „Sie nehmen mich mit?“, fragt er keuchend und mit grossen Augen. „Ja klar, steigen Sie ein“. Einen Moment lang zögert er, es bilden sich leichte Runzeln auf seiner Stirn. Schliesslich schwingt er sich dann aber doch auf den Sitz und greift nach dem Gurt. Ich kann ihm seine Skepsis ja nicht verübeln. Blondinen mit Reggae Musik im Auto – ein solches Risiko würde ich ja auch nicht eingehen.

„Wo soll's denn hin?“. Ich nehme bereits den Ton einer Taxifahrerin an.

„Hören Sie“, er hält kurz inne und atmet tief durch. „Ich habe heute einen wichtigen Termin. Da meine Frau heute den Audi nimmt (ich beisse mir auf die Lippen, damit mir kein Lachen entweicht), wollte ich den Bus nehmen...“ „Und den haben Sie jetzt

verpasst“, ergänze ich. „So ist es“, seufzt der Herr. „Sie müssen auf den Bahnhof? Welcher Zug?“ „07:12 nach Zürich.“ „Perfekt, ich auch!“ Zuversicht aus Erfahrung schwingt in meiner Stimme. „Und Sie denken, das schaffen wir noch?“, fragt er schon leicht panisch. „Locker – Sie haben ja keine Ahnung, wie spät ich sonst unterwegs bin“, lache ich. Er lacht nicht.

7:30 Uhr, wir sitzen entspannt im Zug. Er neben einem Teenie mit Kopfhörern, aus denen Heavy Metal tönt. Ich neben einer sehr förmlich gekleideten Dame. Sieht nach Bank aus. Für einen Moment gleiten meine Augen an mir runter und meine Bekleidung kommt mir etwas schäbig vor.

Ich beobachte meinen zufällig aufgegebelteten Beifahrer und kann mir ein Lächeln nicht verkneifen. Habe ich wirklich gerade einen gestressten Geschäftsmann in meinen chaotischen Twingo eingeladen? Er lächelt zurück. Wahrscheinlich ein ähnlicher Gedanke. Dann schliesst er die Augen. Er sieht ziemlich erschöpft aus, der Arme. Ich schaue aus dem Fenster, meine Augen verfolgen hektisch die vorbeiflitzenden Objekte. Sieht bestimmt ziemlich gestört aus, würde man meine Augen jetzt betrachten. Aber der Geschäftsmann ist glücklicherweise immer noch im Dämmerzustand.

Ankunft am Zürcher Hauptbahnhof. Sanft rüttle ich am Geschäftsmann. "Herr... Herr...!", und ich bemerke gerade, dass ich noch nicht einmal seinen Namen weiss. Da wacht er endlich auf. „Oh! Sind wir etwa schon da?“, fragt er überrascht. Wir schlängeln uns durch all die Pendler und stehen schlussendlich vor der grossen Zeitafel. „Also dann...“, stottere ich „ich hole mir noch einen Kaffee und mache mich dann auf zu meinem Meeting.“ Der Mann reicht mir seine Hand. „Ich danke Ihnen! Tausend Dank für alles, Sie haben wirklich meinen Tag gerettet - ohne Sie stünde ich jetzt noch keuchend am Bahnhof“, lacht er. Fröhlich verabschieden wir uns. Gute Taten tun einem auch selber einfach gut.

Aufgestellt und heiter hole ich mir meinen Kaffee und mache mich dann auf den Weg zu meinem Bewerbungsgespräch. 25 Minuten später stehe ich vor der grossen Glastür der Redaktion. Die Empfangsdame hat nur einen gelangweilten Blick für mich übrig. „Sie wünschen?“. Monotone, genervte Stimme. Wie kann man eine solche Gestalt an eine Rezeption setzen? Ein schöner Blumenstrauss hätte definitiv mehr be-

wirkt. Die Frau sieht mich verwirrt an. Fast befürchte ich, dass sie eine Begabung im Gedankenlesen hat.

„Ich habe ein Vorstellungsgespräch mit Herrn Odermatt“, entgegne ich eilig. Wortlos greift sie zum Telefon. „Herr Odermatt, Ihr Meeting ist hier.“ Als erwartete er ein Postpaket.

Wenig später erklingt der Lift zu meiner Rechten und die Tür öffnet sich, der Herr knüpft hastig noch seine Krawatte fertig und schaut deshalb nicht gleich auf. Dann Blickkontakt. „Sie?!“ rufen wir synchron. Die Empfangsschnepfe leert schier ihr stilles Wässerchen aus.

Die gute Tat von heute Morgen strahlt mich an. „Herzlich willkommen Frau Stähli, es freut mich ausserordentlich, Sie kennenzulernen“. Und ich: „Ganz meinerseits, Herr Odermatt! Ganz meinerseits“. Jetzt schaut die Vorzimmerdame noch verwirrter aus der Wäsche. Egal. Bekommen hab ich den Job.

Marios Vettas

## *Udos Euphorismen*

„Oh wie schön, ja bildschön, zauberhaft, wunderbar gefällig diese Blume doch ist! Dieses Gänseblümchen, so ansehnlich weiss, üppig blütenhaft, bezaubernd fröhlich wie es scheint, oh wie erfreut es mich! Sein goldgelber, strahlendwarmer Kern, so edel majestätisch wie er inmitten der Blume regiert und ich ihn zu erblicken vermag! Wie kann ich da nicht guter Laune sein?“. Udo pflegte mal wieder seinen Garten. Seine Blumen waren seine Leidenschaft: die Wiese war von bunten Lilien, rotfarbenen Dahlien, orangeleuchtenden Ringelblumen, anmutigen Gladiolen, goldenstrahlenden Sonnenblumen, erblühenden Nelken, herzensdunklen Rosen, dicht spriessenden Chrysanthemen, emporragenden Hyazinthen und natürlich von wunderschönen Gänseblümchen überzogen, stolz blühend an einem sonnigen Frühlingmorgen. Sie glich gar einem elysischen Spektrum aus Farben und Formen, welche im Schein der Sonne anmutig und in noch viel mehr Variationen erleuchteten. Doch so gerne sich Udo seiner Leidenschaft frönte, so sehr sehnte er sich auch nach einem Partner, einer Freundin, einer Lebensabschnittsgefährtin. Viel zu einsam waren seine Sonnenuntergänge, seine Frühlingsspaziergänge, seine gemütlichen Winterabende vor dem wärmenden Kamin. Deshalb beschloss Udo kurzerhand, diesen Missstand zu ändern. Er machte sich zu einem guten Freund auf, um ihn nach Rat zu fragen.

„Oh mein Freund, Kamerad und Vertrauter, mein liebster Kumpan und Kumpel, mein treuer Gefährte und Wegbegleiter, mein weiser Genosse und Herzensbruder! Sag mir doch, wie ist es mir möglich ein schönes, betörend liebliches weibliches Wesen zu finden, auf dass es mit mir die erfreulichen Erfahrungen des Lebens und meine Leidenschaft teilen mag, auf dass es mir nicht von der Seite weicht, auf dass ich meine Stunden nicht mehr so einsam verbringen muss!“, fragte Udo seinen Freund direkt und ohne Umschweife.

„Nun, lieber Udo. Wenn es das ist, wonach dein Herz sich sehnt, wenn du wirklich nach der wunderbar herrlichen, vollkommenen, romantischen Liebe trachtest, dann führe dir folgenden Rat zu Gemüte: Hör auf so geschwollen zu reden, Junge! Das hält ja keine Frau aus!“

Geschockt und in Tränen aufgelöst über diesen befremdlichen Ratschlag wandte sich Udo von seinem Freund ab und beschloss ihn nie mehr wieder zu besuchen. „Oh, wo wäre ich doch angelangt, nehme man mir meine Art zu reden: Meine Essenz, meine Leidenschaft, so wie ich die Dinge in dieser Welt sehe, so malerisch und fabelhaft wie sie sind, wie man sie nicht mit blossen, gewöhnlichen Worten beschreiben kann! Oh, oh! Wo wäre ich doch angelangt..“

In Hoffnung doch noch eine Partnerin zu finden, begab er sich nach Frauenfeld, wo er das Vorkommen von weiblichen Wesen vermutete. Schon nach kurzer Zeit traf er eine Frau, welche ihm die Sprache verschlug, und als er sich wieder fangen konnte, begann er ihr schönzureden: „Oh schöne, wunderschöne Frau! Oh du mit deiner Anmut betörende Dame, du Bewundernswerte! Oh du attraktive, charmante und erotische Lady, du ästhetisches, bukolisches und pittoreskes Weibsbild, oh du paradiesische, traumhaft elysische Evastochter, du stilvolle und elegante Madame, du Impersonifikation vollkommener Weiblichkeit! Oh du mir zukünftige wunderbar ansehnliche Angetraute, du märchenhaft bezaubernde, fantastische Gemahlin! Sei mein!

Man könnte nun meinen, dass die durchaus hübsche Frau den armen Udo ausgelacht hat und dann weggegangen ist. Doch sie stimmte mit ihm ein: „Oh du wunderbarer, charmanter Mann! Du eleganter, behaglicher und netter Herr, du traumhaft ästhetisches und attraktives Mannsbild! Oh du mir zukünftig bezaubernder und romantischer Angetrauter, du vorzüglich vortrefflicher Göttergatte! Wie lange habe ich darauf gewartet, dass eine mutige Mannsperson mir endlich solche Worte flüstert! Sei mein!

So lebten sie fortan glücklich und zufrieden und pflegten ihren Garten, bis dass die Blumen für immer verwelkten.

Stefanie Gründler

## *Etwas von der Sehnsucht*

In jener Nacht weckte mich der köstliche Hauch der Sehnsucht. Wie hundert silberne Feen zupfte und kitzelte sie in meinen Eingeweiden, bis ich hellwach im Bett lag.

Mein Herz klopfte. Ohne nachzudenken, und ohne auf die Schmerzen zu achten, die mich sonst bis zur Erschöpfung quälten, löste ich mich aus den verschwitzten Laken, schlüpfte in meine Schuhe und ging eilig die Treppen hinunter. Ich öffnete die schwere Wohnungstüre, und da stand sie: eine Gestalt, flüchtig wie Luft, die Farbe angenommen hat, konturlos, aber nicht ohne Form. Ihr Gesicht war unfassbar – ich weiss, ihre Augen waren verschwommen blau und violett wie Lavendel, doch habe ich sie nie gesehen. Sie empfing mich leise lachend und küssend mit ihren unsichtbaren Lippen (ihre Küsse schmeckten wie süsser Honig und Salz), hielt mich fest in ihren warmen, weichen Gewändern. Da schien es mir, als würde sich mein Herz verkrampfen, sich in seine Kammer zurückziehen, und für einen Augenblick gab mein Körper auf, gab der Luft und dem Druck rundherum nach, für ein paar Sekundenbruchteile nur verschwand ich, doch als ich mich wieder fassen konnte, hatten sich alle Schmerzen aus meinem Körper gelöst und sich auf mein Herz konzentriert, ein tiefer, unbedingt zu heilender Schmerz, doch leicht zu tragen, leicht und süss (und wer wäre denn besser dazu geeignet gewesen, einen solchen Schmerz zu heilen, als die Sehnsucht?).

Kommst du mit mir?, flüsterte sie. Von Freude erfüllt nickte ich. Sie fasste meine Hand und zog mich mit sich, wir sprangen ausgelassen lachend los, wie zwei Astronauten in der Schwerelosigkeit, und der Staub, den wir möglicherweise aufwirbelten, tat dies anmutig und elegant und schön, als würde er sich in unendlichen Sphären absetzen wollen.

Die Haustüre fiel dumpf hinter uns ins Schloss. Fröhlich tanzten wir durch die nächtlichen Strassen. Die Nacht war wie gemacht für die Sehnsucht, für die süsse, süsse Sehnsucht. Selbst der Mond hatte sich durch den grauen Nebel gedrängt und zwinkerte mir väterlich zu.

Wir liefen, bis wir an der Brücke ankamen, die über den grossen Fluss führt. Lastwagen donnerten an uns vorbei. Atemlos stellten wir uns ans Geländer und schauten nach unten. Das Wasser schäumte unter unseren Füssen. Springen wir?, hauchte die Gestalt neben mir. War es eine Frage oder ein Befehl? – doch es war einerlei,

und schon flogen wir durch die Luft. Anstatt dass wir nach unten fielen, trug uns eine starke Böe mit sich, als wären wir leicht wie zwei Papierflieger. Eine schiere Ewigkeit schienen wir in der Schweben zu liegen, und es hätte mich nicht gewundert, wenn uns Federn gewachsen wären, schwere Flügel aus den Armen. Dann neigten wir uns langsam nach unten und tauchten ein in das Gewässer, ohne einen Widerstand der Oberfläche zu spüren. Ich verschmolz sofort mit dem Fluss, ich war eine silberne Stromschnelle, ich war das schemenhafte Spiegelbild des Mondes, durchsichtiges buntes reines kaltes Wasser, nur ein paar Milliarden Moleküle. Nie hatte ich mich besser gefühlt, niemals, als wie ich hier in meine kleinsten Teile zerlegt Richtung Meer floss, und obwohl ich nicht wusste, wohin diese Reise führen sollte, machte ich mir keine Gedanken, denn hier rund um mich und in mir und überall umspülte mich die Sehnsucht höchstpersönlich. Wir waren eins, wir waren der grosse majestätische Fluss, das königliche Paar.

Und noch bevor ich den Ozean ausmachen konnte, hörte ich sie schon: sie sangen mit den vollsten, schönsten Stimmen. Je näher wir kamen, desto deutlicher konnte ich sie hören, so klar und fröhlich und stark. Vor meinem inneren Auge sah ich sie schon: edel und schön, voller Anmut, wenn sie durch das Wasser tauchten und ihre langen schuppigen Schwänze in der Sonne glitzern liessen und alles rund um sich verzauberten. War dies das Ende der Reise, das Ziel der Sehnsucht?

An der Flussmündung sassen sie auf Steinen. Wie könnte ich sie beschreiben, wie vergleichen, ohne sie zu beleidigen? Wie könnte ich in Worte fassen, wie mein Herz nun nach Heilung verlangte?

Sie lachten und sangen und liessen ihre glitzernden Schwänze spielerisch aufs Wasser klatschen. Wie Kristalle prasselten die Wassertropfen auf ihre feinen Körper. Sie waren grau und grün und blau und sie schimmerten doch wie Perlmutter. Sie waren stolz und gross und blickten mit wachen Augen hinter den langen Haaren hervor. Was waren schon die Sirenen des Odysseus gegen sie? Nicht die stärksten Fesseln und nicht der dickste Wachs könnten davor bewahren, ihnen zu verfallen.

Unsichtbar glitt ich zwischen ihnen hindurch, liess Tropfen auf ihrer Haut zerplatzen und rann daran herunter, und das Sonnenlicht brach sich in mir und liess sanfte Regenbogen tanzen. An ihren schuppigen Schwänzen und ins Wasser gestreckten langen Händen teilte ich mich, war ihr Spielzeug für ein paar Sekunden nur, liebteste – und wenn ich Seemann eines stolzen Segelschiffs wäre – doch es zog mich weiter, fort von ihnen, in den weiten Ozean.

Voller Wehmut spürte ich die Sehnsucht lachen. Doch wie könnte ich mich ihr erzürnen?

Wir trieben rasch weit hinaus in die See. Wie bittere Tränen schmeckten die Wellen (und wenn es wirklich Tränen sind?). Dies war nun nicht mehr mein Element, ich war ein süßlicher, zu glücklicher Fremdkörper, es war nun Zeit, sich aus dem Wasser zu lösen.

Sven Hirsbrunner

## *Ein junger Mann schreibt einen Text*

P. war 24 und arbeitete nun schon seit fünf Jahren als Gleisbauer mit EFZ. Die Arbeit war anstrengend und beschwerlich, doch das vermochte den jungen Mann nicht zu verdriessen, war er doch mit einem unverbesserlichen Optimismus gesegnet.

Aus dem Jungen mit Ambitionen war ein Mann mit Träumen geworden. Es war nicht etwa so dass P. davon träumte etwas anderes zu sein als ein Gleisbauer, mehr zu verdienen oder sonstige Änderungen seines Daseins herbeizuführen.

Nein, P. träumte einfach um des Träumens willen.

Er träumte die bunten unschuldigen Träume eines Kindes, von Farben, surrealen Tieren und weiten phantastischen Landschaften. Jedoch ohne sich danach zu sehnen, vielmehr schlicht glücklich darüber es träumen zu dürfen.

Wenn P. nicht gerade arbeitete oder träumte, las und schrieb er.

Er wohnte in einem alten Gebäude, nahe den Gleisen des Hauptbahnhofes. Seine Wohnung war wenig mehr als ein Zimmer, die Einrichtung karg, bestehend aus einem Bett direkt unter dem einzigen Fenster, einem billigen Schreibtisch mitsamt Stuhl, einem leeren kleineren Aquarium sowie zwei so gar nicht zueinanderpassenden Bücherregalen.

Bücher. Die ganze Wohnung war bis zum Bersten gefüllt, vollgestopft mit Büchern. Was ging, lagerte P. in den beiden Regalen, aber da die schiere Anzahl der Bücher die Kapazität der bescheidenen Möbelstücke schlicht und ergreifend sprengte, fand sich Literatur aller Art und Form an jedem nur erdenklichen Ort wieder.

Manche der Bücher verwahrte P. in grossen Bananenschachteln, wie man sie oft beim Umziehen verwendet. Doch der Rest bildete eine Art Wald aus Papier und Druckerschwärze, ein Zauberwald, wie ihn Hanna während ihrer Besuche oftmals bezeichnete.

Und inmitten dieser epischen Türme aus Liebe, Hass und Wahnsinn, Lyrik und Prosa, lebte und wohnte, las und schrieb P., ein vielversprechender Gleisbauer mit EFZ.

Hanna. Sie war eine durchwegs lebenswürdige junge Frau, nach allgemeiner Ansicht ihrer weiblichen und männlichen Freunde überaus attraktiv und klug. Sie stu-

dierte Ethnologie und spielte beneidenswert schön auf dem Flügel in ihrer Wohnung, welche sie mit drei Studienkollegen teilte.

Vor einigen Jahren war sie in P.s Stadt gekommen um einem Konzert eines einigermaßen renommierten Pianisten beizuwohnen. Dabei lernte sie P. kennen, welcher zum erweiterten Bekanntenkreis des Musikers gehörte und an diesem Abend unentgeltlich (als Freundschaftsdienst) die Bar der bescheidenen Räumlichkeiten betreute. Sie verstanden sich auf Anhieb. Hanna blieb für ein paar Tage in der Stadt und die beiden wurden ein Paar.

Nachdem sie in ihre Heimatstadt zurückgekehrt war, unterhielten sie einen regen Briefkontakt zueinander. Mal kam sie ihn besuchen, mal fuhr er zu ihr.

Ihre Beziehung war nicht unbedingt das, was man sich ganz allgemein unter einer Beziehung vorstellt; sie sahen sich nicht allzu oft, zwei bis drei Mal pro Jahreszeit und während dieser Wochenenden waren sie glücklich und offenkundig verliebt, ein wahres Vorzeigepaar. Und auch wenn sie nicht beisammen sein konnten, waren sie selig, froh um den Anderen zu wissen, sich des Anderen Liebe sicher zu sein.

Warum wird P. so ausführlich beschrieben aber Hanna nur mit den billigsten Klischees einer modernen Intellektuellen abgefertigt?

P. war eigentlich Pascal und studierte Ethnologie an der Universität Bern. Und Hanna war H., eine Schweisserin aus Leidenschaft im Herzen von Wil, auf gutem Wege schon bald zur Vorarbeiterin befördert zu werden.

Sie war eine stille aber bestimmte Person, lebte mit ihrem jüngeren Bruder in einer geräumigen 4 1/2-Zimmer Wohnung, direkt über einer alteingesessenen Bäckerei und war eine begeisterte Leserin, wofür ihr ihre Arbeitszeiten jedoch herzlich wenig Zeit liessen.

Sie lernte Pascal kennen als sie einmal während der Heimfahrt vom Besuch einer Freundin in Basel, am Zürcher Hauptbahnhof umsteigen musste und aufgrund einer unglücklichen Verkettung von Umständen ihren Anschlusszug verpasste. Den letzten vor 6 Uhr morgens. Sie war also gestrandet aber das störte sie nicht sonderlich. Sie hatte ein gutes Buch von C. Kracht dabei und freundete sich schon mit dem Gedanken an, sich irgendwo eine leere Parkbank an den Gleisen zu suchen um dort bis zur Morgendämmerung auszuharren.

Bald schon hatte sie den idealen Ort gefunden, richtete sich ihre Umhängetasche zurecht, nahm ihr Buch zur Hand und zündete sich eine Zigarette an, bereit die Nacht durchzulesen.

Warum in Zürich? Und wo bleibt Pascal?

Pascal ist Pascal und Hanna ist Hannes.

Die beiden Jungen wuchsen zusammen in der kleinen Gemeinde Amlikon-Bissegg, nahe Frauenfeld auf. Schon seit ihren frühesten Kinderjahren wussten sie, dass sie immer zusammenbleiben würden.

Doch erst als jungen Erwachsenen wurde ihnen die Tragweite dieser Tatsache allmählich klar.

Heute leben sie in einer schlichten aber geschmackvoll eingerichteten Jugendstilwohnung an der Metzgergasse in St.Gallen.

Pascal ist Abteilungsleiter in einer mittelgrossen Versicherungsanstalt, Hannes ist Partner eines grösseren Architekturbüros.

Einmal pro Jahr verreisen sie, normalerweise nach Italien, zu Hannes Verwandten mütterlicherseits. Aber auch in der Bretagne hatten sie von Zeit zu Zeit Urlaub gemacht, bis vor einigen Jahren Pascals Cousin seine Ferienwohnung an der Küste verkauft hatte.

Im Winter schneit es oft und viel in St.Gallen, im Sommer scheint manchmal die Sonne. Aber die übrigen Tage sind grau und verregnet, wie fast alle Tage in St.Gallen grau und verregnet sind.

Anaïs Lienhart

## *Birds Singin' In The Sycamore Tree - Erzählung*

Silly sass am Steuer, Brenda auf dem Beifahrersitz. Die Sonne schien und erhitze die Karosserie des blauen Ford Mustang. Silly hatte das Verdeck runtergelassen. Er versuchte, Brenda das blaue Tuch aus dem Haar zu ziehen, während er sich gleichzeitig auf die Strasse konzentrierte. Das Radio lief.

*Birds singin' in the sycamore tree,*

*Dream a little dream of me...*

Brenda zog ihren Kopf immer wieder unter Sillys Händen weg. "Lass das, Silly, nun hör schon auf!" kicherte sie. Schliesslich gelang es Silly, ein Ende des Tuches zu erwischen, und er zog es mit einem Ruck von Brendas Kopf. Augenblicklich fielen ihre wuscheligen blonden Locken auf ihre Schultern, von wo der Fahrtwind sie jedoch gleich wieder vertrieb und als Fahne im Strom der Luft flattern liess. Noch immer summt Mama Cass Elliot selbstvergessen:

*Sweet dreams 'till sunbeams find you,*

*Sweet dreams to leave all worries behind you...*

Brenda und Silly, der Komische, sassen schweigend nebeneinander im Auto. In der Schule hatten sie ihn immer den Seltsamen genannt, weil er in den Pausen am Fenster sass und in den Himmel oder den Lastwagen nachguckte. Brenda hatten sie June genannt, wie June Carter. Immer die Gitarre auf dem Rücken, hatte sie in der Mittagspause für die Klasse gespielt. Die anderen schrien: "Los, Brenda, mach mal *Ring of Fire!*" Da hatte Brenda dann immer in die Saiten gegriffen und die Schnulze über die brennende Liebe angestimmt. Niemand hätte gedacht, dass der Seltsame oder die Verrückte auf den Abschlussball kommen würden. Am Schluss spazierten sie sogar zusammen durch das girlandenbehängte Tor. Nach dem Ball hatte Silly Brenda zu einer Ferienreise nach Kanada eingeladen, in seinem neuen Ford, bevor sie beide im Herbst nach Connecticut gehen würden, an die Uni. Also hatte Brenda ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrer Schwester Lebewohl gesagt, ihre Gitarre und einen kleinen blauen Koffer in den Kofferraum von Sillys Wagen geschmissen und hatte

das Radio angeschaltet. Und nun führen sie in Richtung Michigan Lake und hörten der wunderbar samtigen Stimme von Mama Cass zu, während der Wind durch Brenda's Haar wirbelte und Silly sie dauernd von der Seite musterte.

*Stars shining bright above you,  
night breezes seem to whisper "I love you"...*

Lorena Funk

## *Beflügelt*

So habe ich es mir nie vorgestellt. Obwohl meine Fantasie meterlange Flügel trägt, welche einfachste Gedanken in die wirrsten und grotesk verzerrten Traumgebilde wandelt. Sie muss ihre Flügel nur zum Abflug bereiten, schon ist jeder mögliche Weg, der eine Tat als Konsequenz nach sich ziehen könnte, erforscht und analysiert, der beste gefunden. Wenn sich jede Muskelfaser zusammenzieht, bereit dazu, den endlos schweren Körper, welcher sich im nächsten Moment von der zerklüfteten Klippe werfen wird, aufzufangen und davonzutragen, vor dem Sturz zu bewahren und ihn gegen seinen und den Gedanken der Gravitationskraft in der Höhe zu halten, dann ist die Harmonie vollkommen, die Balance zwischen Gut und Böse perfekt ausgependelt. Kurz gesagt, meine Fantasie liebt es bunt, bunter als jeder Regenbogen, in Farben die es nach der Farblehre gar nicht geben sollte, so wie eine Mischung aus Hummelblütenhoniggelb und Apfelgrün, mit einem Schuss Pudelfuchsia. Meine Fantasie ist ein waschechter Hippie, welcher den undefinierbaren Dreck unter seinen Fingernägeln nicht in Gramm wiegen kann, da diese Zahl so hoch wäre, dass er sie dank seinem drogenvernebeltem Verstand nicht entziffern könnte, ohne vor Entzugserscheinungen lauter Smileys zu sehen und daraufhin hysterisch herum zu wiehern.

Aber so habe ich es mir nicht vorgestellt, nicht vorstellen können. Mein Leben lang hatte ich mehr gesehen, mehr als alle anderen. Das schwarze Papier war nicht einfach nur schwarz, auf ihm tummelten sich alle möglich Farben, zu Formen und Mustern gequetscht, die sinnlos waren und doch das logischste Bild der Welt ergaben. Der Wald war nicht wie ausgestorben, nein, die Waldelfen und Trolle luden mich auf eine Tasse Zaubertee ein, im Hexenhäuschen, jeden Dienstag, drei Uhr nachmittags. Der Tee war der beste, den ich je getrunken habe. Und die Tiere waren nicht stumm, sie redeten mit mir, erzählten von ihren Verwandten und deren Gebrechen, wie das auch alte Leute taten, von ihren neusten Weltflügen und davon, wie sie dem letzten Angriff von oben getrotzt haben. Im Zoo, auf der Wiese, in den Lüften, die Tiere quatschten mich voll und ich wünschte ihnen noch einen guten Tag.

Doch so habe ich es mir nicht vorgestellt. Witzig, nicht? Ich war fähig, alles, wirklich alles Erdenkliche, was auf dieser skurrilen Welt existiert, zu verstehen, zu sehen, zu ergreifen. Doch dieses simple Gefühl, dass vor mir schon tausende, Millionen von

Menschen gespürt haben, nein, das konnte ich einfach nicht mit meiner Vorstellungskraft ins Reine bringen. Meine Fantasie enttäuschte mich. Zum ersten Mal in meinem Leben stimmte sie nicht mit der Realität überein. Doch diese Welle der Enttäuschung, die mich erbarmungslos überrollte, wegen der ich eigentlich hätte ertrinken müssen, löste in mir ein Gefühl aus, das ich nicht anders als das unbegrenzte Glück bezeichnen konnte. So frei hatte ich mich noch nie gefühlt, ich war befreit, befreit von der monotonen Welt ohne Überraschungen, der Welt, in der es nichts Neues zu fühlen und zu entdecken gab. Denn das Gefühl, dass mein Herz zum Schlagen, meine Venen zum Pulsieren und meine Mundwinkel zum Lächeln brachte, war unerforscht, so neu, so frisch. Ein Lachen bahnte sich seinen Weg aus meinem Hals und brach gurgelnd aus meiner Kehle, ein neues, nie gehörtes Lachen. Ein verrücktes Lachen. Das neue Gefühl, es war überwältigend. Es war das Gefühl des freien Falls. Mit jeder Sekunde näherte ich mich dem harten, unbarmherzigen Boden und ich wusste, dass das vollkommene Glück nicht mehr fern war. Und mit diesem letzten Lachen verabschiedete ich mich von meinem alten Leben und breitete meine Schwingen aus, sodass sie mich sanft in die nächste Welt trugen.

Julian Oelkers

## *Alla Dolce Vita*

Sie schlendert mit ihrem billigen Supermarktsandwich über den Bahnhofplatz und schaut sich an, wer sich zur Mittagsstunde alles versammelt hat. Die alte Frau, die hinter der nächsten Ecke stolpern und hinfallen wird, entgeht ihrem Blick. Alle anderen nicht. Nicht der Businessmann, der sich schnell eine Zigarette zwischen Essen und dem nächsten Telefonat ansteckt. Nicht die pöbelnden Jugendlichen, die um eine Sitzbank herum versammelt über ihre Umgebung lachen, und sich damit selbst zur Lachnummer machen. Nicht die schwangere Frau mit Kinderwagen, die sich gerade überlegt, ob sie ihrem Ehemann heute die Affäre mit ihrem italienischen Lover beichten soll, oder lieber erst nach Weihnachten, wenn er den neuen BMW gekauft hat. Nicht der übergewichtige Lastwagenfahrer, der sich einen Spass daraus macht, die ganze Durchfahrt mit seinem Vehikel für eine halbe Stunde zu blockieren. Und auch nicht der Mann mit Krawatte und Turnschuhen, der ruhig dazwischen sitzt und sie beobachtet. Das bin ich.

Ihre verträumte Gangart fiel mir schon auf, als sie vor einer halben Stunde ins Einkaufszentrum hineinlatschte, um exakt siebenundzwanzig Minuten später, sichtlich genervt, mit einem dieser billigen Sandwiches für drei-fünfundneunzig wieder herauszustolpern. Sie bemerkt mich erst jetzt und sieht überrascht aus. Ich glaube sie ahnt, dass ich sie schon eine Weile beobachte. Weil sie es selber dauernd macht. Uns trennen mehr als dreissig Meter, aber ich erkenne mich selbst in Chucks mit einer Vagina versehen wieder. Sie hat auch Kopfhörer in den Ohren. Ein paar Minuten machen wir beide keinen Wank. Dann kommt sie auf mich zu.

Sie setzt sich neben ihn. Für das erste Mal seit ein paar Minuten schauen sie sich nicht gegenseitig an, sondern starren vor sich ins Leere. Er nimmt die Kopfhörer aus seinen Ohren. Schweigen. Sie tut es ihm nach. Schweigen. Sie fragt ihn, was er höre. "Mozart, Alla Turca, Sonata in A." Ob er nur klassische Musik höre. "Um diese Zeit schon." Sie ebenfalls. Sie schweigen weiter. Ohne zu fragen nimmt sie einen seiner Kopfhörer und steckt ihn in ihr Ohr. Den anderen platziert sie in seinem Ohr. Er drückt play. Die Musik erklingt. Das fröhliche Stück begleitet ihre Blicke. Sie zeigt auf ein älteres Ehepaar, das sich mühsam den Weg in den Bus bahnt. Er auf eine

Frau mit Stöcken, die langsam und sichtlich unerfahren mit solchen Situationen über den Platz humpelt. Sie an der Glasfront hoch zu den Fensterputzern, die wie von Zauberhand im Takt der Musik ihre Arbeit verrichten.

Sie ist wirklich wie ich. Verdammt, ich hätte es wissen müssen. Ich sollte jetzt die Flucht ergreifen, aber irgendetwas hat mich paralyisiert, irgendetwas lässt mich nur das tun, was mich ihr näher bringt. Sie lässt mein Lied erneut laufen. Wir zeigen weiter auf die Leute um uns herum. Sie fragt mich, ob es sich für mich auch wie im Film anfühle, den Leuten von klassischer Musik begleitet zuzusehen. Natürlich tut es das, du Idiot! Warum machst du das auch? Ich dachte, mein Hobby sei einzigartig, und dann kommst du, und machst es mir zunichte, du elender Hipster. Ich hab' das schon gemacht, als es noch nicht cool war!

Der dickliche Lastwagenfahrer wird von einem wütenden PKW-Fahrer angepöbelt. Sie bemerkt es, und macht ihn darauf aufmerksam. Beide schauen sie zu, wie die zwei anderen erst aufbrausend artikulieren, dann wild gestikulieren und schliesslich brachial zuschlagen. Amüsiert lächeln die beiden vor sich hin. Die Polizei trifft ein, drückt beide Streithähne hastig zu Boden. Die Jugendlichen lachen. Die Alten fluchen. Sie bewundern, wie perfekt ein elegant gekleideter Herr zu Bachs Fünfter geht. Ob er schon gegessen habe. "Ja". Ob er hier oft sei. "Ja". Ob er morgen wieder hier sei. "Ja". Dann werde sie ihn morgen sehen. Sie gibt ihm einen Kuss auf seine linke Backe und ihm seinen Kopfhörer wieder, erhebt sich und verschwindet in der Menschentraube neben dem Lastwagen.

Entsetzt stelle ich fest, dass ich, in Turnschuhen und Krawatte, mich in mich selbst, mit Chucks und Vagina, verliebt habe.

Jasmin Wunderlich

## *Inmitten der Farblosigkeit*

### Gelb.

Dario wusste nicht mehr, wann er angefangen hatte, Momente in Farben aufzuteilen. Wahrscheinlich schon als Kind, vielleicht, wenn ihm sein Leben trist und farblos vorgekommen war. Tatsache war, dass er es tat und dass dieser Moment *gelb* war.

Gelb wie die Sonne, gelb wie Kornfelder, wie Honig und wie ein leichtes Kribbeln – wie die Gänsehaut, die nur Berührungen auslösen konnten.

Es war nur ein Moment – so kurz wie der Flügelschlag eines Zitronenfalters und so sacht wie der Wind im Kornfeld. Es war nur ein Moment und doch blieb er daran hängen wie an zähflüssigem, klebrigem Honig.

Als er seine Hände zurückzog und der Körperkontakt abbrach, war der Moment auch schon wieder vorbei.

### Blau.

Seine Finger fuhren über die Lettern, die kaum zu spüren waren in diesem groben Blatt Papier und er schloss die Augen.

Ein Brief – nur ein kleiner, kleiner Brief. Das war alles.

Er atmete tief durch und die Zeilen prägten sich in seine Gedanken und er wusste – er würde sie nie vergessen, würde jedes Wort auskosten – so, wie man jeden Schluck Wasser auskostete, wenn man wirklich durstig war – und jeden Atemzug, wenn man vergessen hatte, dass Luft lebenswichtig war.

Es fühlte sich *blau* an – blau wie die Ferne. Blau wie die Prise Salz, die der Wind mit sich brachte – noch lange bevor man auch nur in die Nähe des Meeres kam. Sehnsucht. Es war die blanke Sehnsucht.

## Rot.

„Nach der *ganzen* Zeit wagst du es, hier aufzukreuzen und so zu tun, als wäre *kein* Tag vergangen? Nach der ganzen Zeit, in der du mir nur einen *einzig*en Brief geschrieben hast? Nur einen einzigen, verdammten Brief!“

Wenn ein Moment *rot* sein konnte, dann war es dieser. Er war rot wie das Blut der schreienden Seele, rot wie die Flagge, die nur dazu diente, den Stier zum Kampf herauszufordern und rot wie die Wunden, die zu lange gereizt worden waren.

„Es war nie der richtige Zeitpunkt“, sagte sie leise und obwohl die Worte sich noch roter anfühlten, wandelte sich der Moment in etwas Anderes, Friedlicheres.

Vielleicht wusste Dario, dass sie glaubte, Recht zu haben. Vielleicht war aber auch das Blau des Briefes noch zu präsent, um das Rot halten zu können.

Das Rot verblasste – zurück blieb irgendetwas Anderes, dem Dario keine Farbe mehr zuordnen konnte. Zurück blieben er – und sie.  
Vielleicht gab es dafür keine Farben.

## Weiß.

Sternengleiche Funken tanzten vor Darios Augen, als sie die Lippen auf seine drückte und ihre Körper so dicht beieinander waren, wie zwei Körper es nur sein konnten. Sie waren beieinander, ineinander, mit einander verbunden.

Weißer Funken. Weiß wie Licht im Dunklen und wie der Himmel. Weiß wie ein unausgesprochenes ‚verlass mich nicht‘.

Weiß wie das Wissen um das Unausgesprochene. Weiß wie stille Übereinkünfte.

Manchmal bedurfte man keiner Worte, um sich einig – in Einigkeit – zu sein. Manchmal bedurfte man keiner Farbe – nur etwas Licht.

## Grau.

*Grau* – wie sein Leben ohne sie.

Grau – und immer wieder blau.

Blau wie die Ferne. Blau wie die Prise Salz, die der Wind mit sich brachte – noch lange bevor man auch nur in die Nähe des Meeres kam.

Sehnsucht. Es war die blanke Sehnsucht.

Immer wieder blau.

Grau – wie sein Leben ohne sie.

## Braun.

Sein Herz klopfte so hart und schnell und laut gegen seinen Brustkorb, dass Dario sich beinahe an die Brust gefasst hätte – um es zu stillen, um dem Sehnen nach Berührung nachzukommen.

Doch seine Hand war nicht in der Lage, die Wunden, die zu lange gereizt worden waren, zu heilen – sie war nicht in der Lage, das *Blau* auszulöschen. Nicht *seine* Hand.

„Schon wieder du?“, fragte er.

Das schwarze Haar nahm in der Sonne einen warmen Branton an und Dario wusste, dass es sich auch so anfühlte – *braun*. Braun, wie die Rillen eines ehrwürdigen Baustamms und warm wie die Erde des Sommers, während die Seele die Sonne trank.

„Ich will dieses Mal bleiben.“

Dario lachte auf, doch sein Herz war nicht so misstrauisch wie sein Verstand, denn es glaubte ihr sofort – natürlich tat es das. Ihr Haar fühlte sich *braun* an – braun, wie die Erde des Sommers, während die Seele die Sonne trank. Braun wie die beständigen Rillen eines ehrwürdigen Baumstamms.

„Sicher?“, fragte er nur, konnte den hoffenden und misstrauischen Ton nicht verban-  
nen.

„Nein. Aber es fühlt sich so an.“

Dario gab nach – denn *seine* Hand konnte die Wunden, die zu lange gereizt worden  
waren, nicht heilen. Er konnte das Blau nicht auslöschen. Nur das *Braun* konnte es.

Grün.

*Grün* hatte in Darios Welt nur eine einzige Bedeutung – nur *eine*.

Ihre Augen waren grün.

Er lächelte. Dario mochte grüne Momente und sie hatte gesagt, dass sie bleiben  
würde.

Er fügte der Farbe eine weitere Bedeutung an – nur *eine*.

*Bleiben.*

Grün, wie ihre Augen und wie Bleiben. Bei ihm.

Damit Wunden, die so lange gereizt worden waren, heilen konnten, brauchte es viel  
Zeit. Doch die braunen Momente ließen Darios Innerstes lächeln, so lange, bis seine  
Seele die Sonne trank.

Grün bedeutete, dass mehr braun für ihn da war.

*Bleiben.*

Jasmin Wunderlich

*Resonanz*

*Zwischen den Zeilen*

Du sagst: „Wir müssen reden.“

Er sagt gar nichts, doch das muss er auch nicht. Du siehst ihm an, dass er gewusst hat, dass du das sagen würdest und dass er darauf gewartet hat, wie man auf einen gleisenden Orkan wartet. Eine Vorahnung, die doch nichts retten konnte.

Zu spät, dein Herz in Sicherheit zu bringen – zu spät.

Draussen schreit ein Kind und zwischen euch herrscht Schweigen. Wolltet ihr nicht reden? Wolltet ihr?

Du beginnst, machst weiter, er schweigt eisern, beinahe höflich.

Mach ihm Vorwürfe, ohne anklagend zu klingen, zeige ihm, dass du verletzt bist, ohne schwach zu wirken, sei stark, sei stark, aber vor allem – sei unschuldig.

Gestehe Fehler ein – weise aber in erster Linie auf seine Fehler hin. Zeige ihm, wer von euch beiden alles kaputt gemacht hat.

Vergiss nicht, zu erklären, wie viel dir alles bedeutet hat. Sag ihm ruhig, dass es dir den Boden unter den Füßen wegzieht.

Werde lauter, weil er nicht reagiert, kralle deine Hand in deine Bluse – direkt bei deinem Herzen, bei deinem Herzen.

Lass es ihn fühlen – den Schmerz.

Er reagiert, ganz plötzlich reagiert er und er ist laut, lauter, als du gedacht hast. Sein Gesicht ist ganz rot, doch glaub mir – er ist nicht so verletzt, wie du es bist.

Zeige ihm das. Zeige ihm, dass er etwas in dir zerstört hat und sei selbst ganz unschuldig.

„Es gehören zwei dazu“, mag er sagen. „Es gehören zwei dazu.“

Sei verletzlich, werde leiser, wenn er lauter wird. Deine Stimme wird brüchig.

Gib ihm eine letzte Wahl, obwohl du weisst, dass es längst zu spät ist.

Er wird sie ausschlagen, wird dir damit erneut wehtun – er ist schuld, er ist schuld.

Versuch nicht, dich zu verteidigen, denn du hast dir nichts zu Schulden kommen lassen. Hast du doch nicht, hast du doch nicht.

Lass es so lange wehtun, bis er gesteht – bis du ihn gebrochen hast – bis er alles gesteht, damit auch du verstehst: er ist schuld, er ist schuld.

Du sagst: „Wir müssen reden.“

Er sagt gar nichts, doch das muss er auch nicht. Du siehst ihm an, dass er gewusst hat, dass du das sagen würdest und dass er darauf gewartet hat, wie man auf einen gleisenden Orkan wartet. Eine Vorahnung, die doch nichts retten konnte.

Es ist zu spät, sein Herz in Sicherheit zu bringen – zu spät.

Anita Boos

## *Loslassen*

Ungezähmt und nicht mal den Hauch einer Vorahnung besitzend, versuchten sie die Gedanken zu erreichen. Gedanken, die sie weder wahrhaben noch missen wollte. Ein Zwiespalt, dem sie sich gegen ihren Willen unterwarf, im Wissen darüber, was er mit ihr anstellen würde. Sie wehrte und wehrte sich im Grunde doch nicht. Der Versuch allein genügte nicht, denn sie spürte wie machtlos sie war. So machtlos, dass sie sogar die Kontrolle über sich selbst verlor.

Im Unwissen darüber, dass alles bereits seinen Anfang genommen hatte, hockte sie da und schaute ihm zu, wie er redete und sich dabei bewegte. Mal lief er nach rechts und dann wieder nach links. Mal trat er ein paar Schritte nach vorne um gleich wieder das Weite nach hinten zu suchen. Der Mund auf- und zuklappend, im immer gleichen Intervall - eine Kette von Worten bildend, die nicht zu enden schien. Sein Blick schweifte über die Menge und suchte einen anderen nur um ihn für einen kurzen Moment festzuhalten, im nächsten wieder fallen zu lassen um einen weiteren zu suchen und an ihm dasselbe Prozedere durchzuführen. Und so wiederholten sich die Eindrücke Woche für Woche ohne mit etwas Besonderem behaftet zu sein. An manchen Tagen floss die Zeit langsam, wie das Wasser eines seichten Gebirgsbaches dahin, an anderen wiederum rannte sie was der Teufel hielt. Während sie verstrich, nahten die bevorstehenden Ereignisse, suchten den Pfad in die Gegenwart, um allgegenwärtig zu werden und der Zeit eine andere Dimension zu verleihen.

Sie hockte da und das Ticken der Uhr schien immer schneller zu werden. Sie versuchte es zu greifen, doch es entglitt ihr, floh vor ihren Bitten. Sie starrte nach vorne und wollte die in ihr aufsteigende Sympathie lieber gleich wieder loswerden. Doch seine Ausstrahlung verlor weder an Wirkung noch an Glanz, den sie förmlich spüren konnte. Jetzt fielen ihr auch seine blauen Augen auf, die lebhaft vom einen zum anderen sahen, seine Nase, sein Mund - alles an ihm.

Sie sprach mit ihm und hoffte, dass ihrem Blick nichts zu entnehmen war, das sie verraten würde. Ihre Wortformulierungen waren leicht wie eine Feder, und ihre Glieder dabei so schwer wie Blei. Er redete wie er mit jedem anderen auch redete und gab einem dabei trotzdem das Gefühl der Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit zu sein. Sie genoss seine Nähe und die Wärme, die sie dabei einnahm. Das Gespräch war zu Ende, der Moment verflossen.

Sie lebte die Tage wie sie kamen, ging ihren täglich Arbeiten und Pflichten nach, so wie sie es immer tat. Doch im Untergrund spürte sie ihn, ganz stark, bei sich.

Die paar letzten säuberlich angehäuften Illusionen verflüchtigten sich in ein Nichts, das den letzten Widerstand durchbrach. Sie dachte nur eins: "Scheisse". Zwar gehörte das Wort Scheisse weder zu ihrem Wortschatz noch zu ihren heimlichen Lieblingswörtern, was sich just in jenem Augenblick aber jeder Wichtigkeit zu entziehen schien, denn wie konnte sie diesem Menschen widerstehen, der ob seiner Intelligenz in sie hineinzublicken schien, dessen Warmherzigkeit eine wohlige Wärme in ihr heraufbeschwor, die sie beinahe frösteln liess, und der ihr - und das war der Punkt - unheimlich viel bedeutete. Sie fragte sich sogar gerade selbst, weshalb sie sich das überhaupt fragte. Ein neuartiges Gefühl machte sich in ihr breit, aufgrund dessen Schauer durch ihren Körper jagten und ihren Atem stocken liessen. Nach und nach verlor die Gegenwehr an Wirkung und mit dem Zulassen kehrte ein Lebensgefühl ein. Am liebsten hätte sie seinen Körper über ihr gespürt, seine Lippen mit den Fingerkuppen berührt, ihm ins Ohr geflüstert und das Hemd von der Brust gerissen. So gerne hätte sie mit ihm gesprochen und mit ihm gelacht und geweint. Eine zarte Zuneigung, die in ihrem Wesen stark und konstant war.

Immer wenn sie seinen Augen begegnete, wie jetzt gerade, wäre sie am liebsten in diesem hellen Blau ersoffen. Er trat durch die Türschwelle und alles, was sie noch sah, war die Erinnerung an ihn. Sein Gang, der alles über ihn zu verraten schien. Sein Kopf, der sich in ihre Richtung drehte und den Blick auf ein wunderschönes Gesicht freimachte, das sie so sehr mochte. So sehr, dass sie wusste, dass sie es früher oder später würde loslassen müssen.

Muriel Hoffmann

## *Nichts zu danken*

Gem hasste Schinken.

Jede Geschichte braucht einen umwerfend guten, philosophischen, unerwarteten, ersten Satz, der die Aufmerksamkeit des Lesers gefangen nimmt, ihn zum Nachdenken anregt oder provoziert. Vielleicht war der Satz *Gem hasste Schinken* nicht unbedingt ein idealer Anfang. Aber Julie bestand darauf. Und weil Gem Julies beste Freundin war, konnte sie ihr diesen Wunsch einfach nicht abschlagen. Obwohl es vollkommen lächerlich war. Was machte es schon, dass sie auf ihren Pausenbrotchen Appenzeller Käse bevorzugte? Veränderte es die Welt? Brachte es den hungernden Kindern in Afrika ein wenig Nahrung ein? Hielt es die Menschen in Syrien davon ab, sich gegenseitig zu erschiessen? Trotzdem war Julie von der Wichtigkeit dieser Information überzeugt.

Gem und Julie waren sich in vielen Dingen nicht einig. Zum Beispiel hielt Julie Fabio für den wunderbarsten jungen Mann auf der ganzen Welt. Gem dachte, er sei ein Schulschwänzer mit schlechten Manieren. Aber Julie wollte ihn und natürlich bekam sie ihn. *Gem könne das einfach nicht verstehen* so ihre Worte. Später erzählte Julie ihr, dass Fabio Geldprobleme habe. Sein Vater kam mit dem Tod der schwerkranken Mutter nicht klar und war kaum zu Hause. Und wenn er es war, dann war er betrunken. Gem sagte, sie sollten die Polizei einschalten. Aber Julie wollte nicht zuhören. *Es sei nicht so einfach* sagte sie nur immer wieder.

Manchmal wurde Julies Taschengeld knapp, weil sie Fabio zu Essen kaufte oder ihm mit der Miete zu helfen versuchte. So kam es gegen Ende des Monats öfters vor, dass Gem die beiden zum Abendessen einlud oder sich mittags in der Mensa mit Julie ihren Teller teilte. Sie waren beste Freundinnen. Niemand stellte irgendwelche Fragen.

Einmal rief Julie Gem mitten in der Nacht an. Es war ungefähr drei Uhr morgens. Sie telefonierte leise unter ihren Bettdecken. Julie weinte viel. Am nächsten Morgen brachte Gem zum ersten Mal zwei Schinkenbrötchen mit in die Schule. Falls ihre

Mutter sich darüber wunderte, warum sie auf einmal darum bat, zwei mit Fleisch belegte Brote mitnehmen zu dürfen, stellte sie niemals eine Frage. Und falls ihre Klassenkameraden sich fragten, warum Julie ihrer Freundin um den Hals fiel, als sie ihr zum ersten Mal eine kleine Plastikbox in die Hand drückte, wurden sie nie darauf angesprochen.

Gem tat nicht viel. Sie gab Julie nie das Geld, das sie sich auf dem Konto zusammengespart hatte. Sie lud Fabio nicht ein, das kleine Gästezimmer bei ihr zu beziehen. Sie half seinem jüngeren Bruder nicht bei den Hausaufgaben. Sie brachte einfach nur zwei Schinkenbrötchen mit in die Schule. Tag für Tag. Sie hörte nie auf, Julie zu unterstützen. Auf ihre eigene, kleine, unwichtige Art. Gem wusste, dass niemand ihr Verhalten als bedeutsam ansehen würde. Neben all dem Drama und der Verzweiflung waren zwei Brötchen mit Schinken nichts. Für sie war es keine grosse Sache.

Für Julie war es die Welt.

Muriel Hoffmann

## *Zeilen auf weissem Papier*

Ich erinnere mich nicht an den Krieg. Vielleicht kam ich nie direkt mit ihm in Berührung. Vielleicht war ich einfach noch zu klein, um ihn wirklich zu verstehen. Ihn zu erfassen. Ich weiss es nicht. Ich erinnere mich nur an die Lügen. Watteweiche, weisse Lügen.

Männer, die auf der Strasse liegen. Kinder, übergossen von tiefroter Farbe. Menschengrosse Puppen ohne Arme oder Beine. Das Weinen der Kleinen. Schreie und Feuer.

Die Bilder haben sich mit entsetzlicher Klarheit in meinen Kopf gebrannt. Als wäre es gerade erst geschehen. Gestern oder vor wenigen Augenblicken. Sie sind grausam und kalt, aber doch umhüllt von einem sanften Schleier, der ihnen ihren Schrecken nimmt. Wieder höre ich sie, die wispernden Lügen. Geschichten von Schlaf und Erlösung. Ein Versuch, das weit endgültigere Konzept des Todes einem kleinen Mädchen begreiflich zu machen. Ein *ewiger* Schlaf. Es sind Geschichten, die ich einst glaubte. Die ich immer noch glauben will.

Manchmal frage ich nach der Wahrheit. Aber sie sagen, es sei nicht mehr wichtig. Weil Frieden herrscht. Sie sagen, es ist vorbei. *So viele Lügen.*

Mit meiner Freundin durfte ich nicht reden. Ihr Vater war einer von *Denen*, hiess es. Manchmal schlugen die Jungen sie und benutzten verbotene Worte. Dann taten die Lehrer ganz böse. Aber sie dachten es auch.

Da war ein alter Mann, der früher oft zum Essen kam. Und dann, von einem Tag auf den anderen, zog Mutter mich plötzlich immer von ihm weg. Ich sollte ihn nicht ansehen. Auch nicht winken. Manche hassten ihn. Manche glaubten, was er getan hatte, war richtig. Aber niemand wagte es, seine Gedanken laut auszusprechen.

Die Leute meinten, dass jetzt Frieden herrschte und alles gut war. Man sagte zu mir, dass Vater dafür gestorben war, das Richtige zu tun. Meine Freundin dachte dassel-

be über ihren Vater. Vielleicht gibt es keine absolute Wahrheit, weil im Krieg kein Platz für sie ist.

Mutter erklärte mir, dass der Kampf jetzt vorbei ist. Dass die Feinde besiegt wurden. Das machte meine Tante schrecklich zornig. Sie glaubte, dass sich nichts verändert hat. Denn manche Wunden sitzen zu tief, als dass ein zersplittertes Land wieder zu einem grossen Ganzen verschmelzen könnte.

Die Lehrer sagten, dass die Länder einen Vertrag geschlossen haben. Dass darum wieder alles gut ist und wir in einer heilen Welt leben. In einer Welt ohne Krieg. Es ist eine friedliche Welt, aber auch eine Welt ohne Wahrheit oder Fragen. Ohne Freiheit.

Frieden, das ist nur ein schönes Wort. Ein hohles Versprechen, das keiner zu halten vermag. Danach benannten sie die Urkunde, die ein paar Männer unterzeichneten. In einigen Jahren werden wir ihre Namen in der Schule lernen. Es sind nur Buchstaben. Bedeutungslose Zeilen auf weissem Papier.

Der Krieg ist vorbei. Doch die Menschen, die ihn lebten, sind noch immer da und tragen seinen Schatten in ihrer Seele.

Und sie lügen.

Frank Schmid

## *Die Krähen*

Über den Säulen des Rauches zogen die Krähen ihre Kreise, massen das Feld mit ihren geübten Augen und fuhren nieder, mit lauten Krächzen und Flattern. Sie landeten, pickten auf die Toten und stoben in alle Richtungen davon, wenn jemand sich noch rührte, wenn jemand röchelte oder wenn eine blutüberströmte Hand umhertastete. Die Krähen erhoben sich dann erneut in den Himmel, ihre Unterseite glutrot beleuchtet von den sterbenden Flammen, um neue Beute zu suchen.

Die Standarte stak schräg in der Erde, nur ein paar Schritte vor dem letzten noch stehenden Soldaten. Die Fahne, nur noch an einer Stelle mit dem Holzstab verbunden, wurde von einer plötzlichen Böe gepackt, flatterte wütend, riss sich los und segelte davon. Die Krähen schrien ihren Ärger heraus, wichen der davonfliegenden Fahne aus und stiessen erneut vom Himmel herab. Denn was wie ein Schlachtfeld aussah, war für die Krähen nur ein üppig zubereitetes Bankett.

Der letzte Soldat nahm seinen Helm ab. Er stand auf dem Hügel, der das Feld überblickte, und sah zu den fernen Mauern der Stadt. Hinter den massiven Verteidigungsanlagen, die an vielen Stellen durchbrochen waren, züngelten noch Flammen auf, doch das grosse Inferno war beinahe vorbei.

Ein Mann näherte sich. Er schritt über das Schlachtfeld und hatte das Gesicht zu einer angewiderten Schnute verzogen. Er trug eine von Fett- und Weinflecken verunstaltete weisse Tunika und hielt in der rechten Hand eine Pergamentrolle und in der Linken eine Feder. *Ein Gelehrter*, dachte sich der Soldat, *und ein fetter noch dazu*.

Der kahlköpfige Mann erklimm nun den Hügel und steuerte direkt auf den Soldaten zu. Sein schweres Atmen wurde lauter. Sein dicker Körper schien es nicht gewohnt, dieses immense Gewicht über ein ganzes Schlachtfeld und einen steilen Hügel hinauf zu tragen. Als der Gelehrte dem Soldaten endlich gegenüberstand, schwitzte er am ganzen Leib. Die Glatze schimmerte im letzten Licht des Tages, und der Mann sog röchelnd Luft ein, als sei er dem Tode nahe. „Wohl getroffen“, keuchte der Gelehrte.

„Einen schönen Abend wünsche ich“, sagte der Soldat.

Einige Sekunden lauschte der Soldat schweigend dem Schnaufen des Gelehrten. Der Himmel war nun fast schwarz vor Krähen, die gleich einer riesigen Wolke lang-

sam über den Toten dahinzogen, als könnten sie sich nicht entscheiden, wo sie ihr Festmahl beginnen sollten.

„Was führt einen Mann der Wissenschaft hierher?“, fragte der Soldat.

„Ich war auf der Suche nach Ruhm“, erwiderte der Gelehrte ernst. Sein Schnaufen ebte langsam ab. „Gewiss könnt Ihr mir helfen.“

Der Soldat schüttelte langsam den Kopf. „Es tut mir Leid. Aber ich kann Euch nicht helfen.“

„Dann beantwortet mir wenigstens eine Frage, edler Krieger: Was hat Euch der heutige Tag gebracht?“

„Den Sieg.“

„War er es wert?“

Der Soldat zuckte mit den Achseln. „Ich weiss es nicht.“

„Ihr wisst es nicht? Der Soldat vermag dem Gelehrten nicht zu antworten?“

Der Soldat sah den Gelehrten lange an. „Was wollt Ihr hier?“

„Lasst es mich Euch so sagen, Siegreicher: Ich werde über den heutigen Tage berichten und die Meldung von den Schrecken verbreiten. Die Nachwelt wird den Bericht lesen und den Schluss ziehen, dass dieser Sieg zu bitter und mit zu viel Blut errungen wurde. Das Urteil wird lauten: Der Sieg war es nicht wert.“

Der Soldat runzelte die Stirn. „Worauf wollt Ihr hinaus?“

„Hört mich zu Ende an! Später, wenn mein Bericht lang und breit von Gelehrten und Bürgern debattiert worden ist, wird man vielleicht den Schluss ziehen, dass dies gar kein Sieg war. Ja, der Feind ist besiegt. Aber muss dies immer auch ein Triumph sein? Wenn die Verluste zu hoch sind, wenn alle Sieger ihr Leben gelassen haben, wer gewinnt am Ende?“

„Ich verstehe jetzt. Ihr wollt mir meinen Sieg wegnehmen.“

„Genau.“ Der Gelehrte lächelte. „Und Ihr könnt es nicht verhindern, da Ihr vermutlich gar nicht schreiben könnt. Somit wird die Nachwelt nur meine Meinung hören. Und dieser Tag wird auf ewig als ein Tag der Niederlage in Erinnerung bleiben.“

Der Soldat betrachtete nun sein Ebenbild, das sich auf der glatten Oberfläche seines Helms widerspiegelte.

Der Gelehrte schien bester Laune zu sein. „So triumphiert heute nur einer und das bin ich“, sagte er und wedelte mit seiner Feder vor dem Gesicht des Soldaten herum.

„Ich habe den Ruhm gefunden. Mein Name wird berühmt werden, denn wisse, Soldat: Die Feder ist immer mächtiger als das Schwert.“

Der Soldat sah auf. „Zweifellos. Ihr habt mich davon überzeugt. Und weil Ihr so viel mächtiger seid als ich, muss ich auch jetzt gleich zuschlagen, ehe Ihr mir gefährlich werden könnt.“

Der Soldat nahm sein Schwert, hob es und liess es auf den Gelehrten niederfahren. Mit einem Chorus aus heiseren Schreien stürzten die Krähen herab.